

Objektyp: **Advertising**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **89 (1963)**

Heft 37

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Feinde Ihrer Lebensfreude, Kopfwind und Migräne, bekämpft erfolgreich

Contra-Schmerz

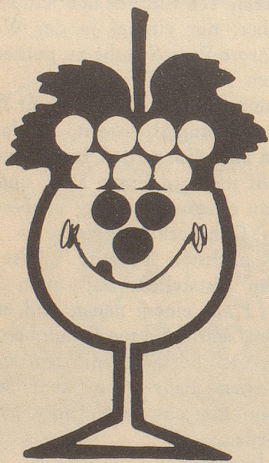


Grißbrot und Milchreis

sind nicht jedermanns Sache, wenn einmal die allererste Jugend vorbei ist. Die Geschmäcker sind verschieden, die einen lieben das Süße, die andern das Saure, die einen das Milde und die andern das Scharfe. Aber alle, alle, alle lieben die herrlichen Orientteppiche von Vidal an der Bahnhofstraße 31 in Zürich!



für den gepflegten Herrn



ein edler Tropfen ohne Alkohol

Merlino
Traubensaft

Satz als solchen ausgeben. Viel eher solle man sich in waschechtem Schweizerdeutsch unterhalten, um die Original-Abstammung zu erkennen zu geben. R J

«Kleiner Mann, sei froh!»

Liebes Bethli! In Nr. 29 singst Du ein Hohelied auf den «kleinen Mann». Weswegen? Weil er sich glücklich schätzen dürfe, von den Pressereportern und Kameraleuten in seinem Privatleben nicht ausgeschnuffelt zu werden. Den Großen dieser Welt sei ja kein Privatleben mehr beschieden. Sie stehen im Rampenlicht der Oeffentlichkeit: jeder Blick, jedes Lächeln, jede Laune, jedes Wort, jeder Schritt, jeder Bissen, jeder Schluck wird registriert und, gewürzt mit läpischen Mutmaßungen, der Meute zum Fraße hingeworfen. Diese Schamlosigkeit betrübt Dich, mich, uns alle, die wir die Ehrfurcht für eine noch gangbare Tugend halten.

Aus diesem Grunde bemitleidest Du auch den Herrn Ex-Kriegsminister Profumo, dessen Piedestal wegen «ein paar Schäferstunden mit dem Christinchen» zusammenge-stürzt ist.

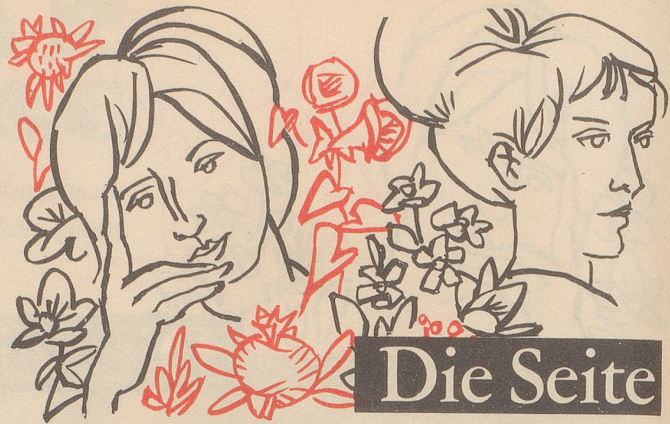
Dieses Mitleid teile ich nicht. Nicht, daß ich mich zum Richter berufen fühlte. Aber ich verstehe recht wohl die Empörung der Oeffentlichkeit. Wäre es nicht entsetzlich traurig, wenn das Volk solche Verirrungen als Selbstverständlichkeiten hin-nähme – kühl bis ans Herz hinan?

Wer einen Ministersessel erklimmen, weiß um die Millionen Augen-paare, die auf ihn und sein Wirken gerichtet sind; weiß aber auch, daß seine Würde ihm als einem der Besten (*aristoi* sagten die Griechen) des Landes anvertraut wurde und daß sie ihn daher zu einer vor-bildlichen Haltung im privaten wie im öffentlichen Leben verpflichtet.

Minister sind doch wohl so etwas wie Landesväter, und zu seinen Landesvätern sollte das Volk noch mit Ehrfurcht aufblicken können so wie ein Sohn oder eine Tochter zum Vater. Wehe, wenn Kinder dies nicht mehr können!

Als belastend kommt hinzu, daß sich in besagtes Christinchen Poli-tiker mehrerer Nationen teilten, und zwar auch jener östlichen Nation, die über England ein raffi-niertes Spionagenetz geworfen hat.

Und nun folgt ein Passus, über den viele Leser und noch mehr Lese-rinnen das Haupt geschüttelt haben: «Er (der Kriegsminister) hat bloß gewollt, was so mancher sonst rechte Mann hie und da auch



möchte, nämlich so ein Christin-chen.»

Liebes Bethli, glaubst Du im Ernst, daß ein Gatte, der seine Gattin be-trügt, ein *sonst rechter Mann* ist? Ich nicht. Ein Ehebrecher ist auch anderer Betrügereien fähig. Frei-lich, auch David fiel, aber er ging dann in sich, tat Buße in Sack und Asche und schenkte uns das er-greifendste Reuelied der Weltlite-ratur. Wer aber wissentlich und willentlich und anhaltend einer verwerflichen Leidenschaft frönt, in unserm Falle: Ehebruch treibt,

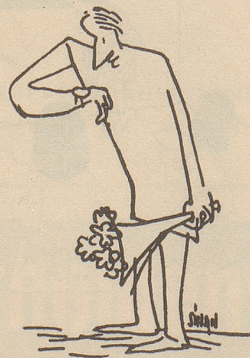
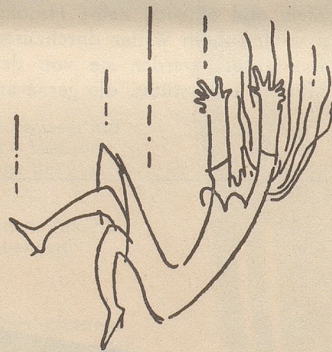
dem ist doch wohl der Titel eines Ehrenmannes abzusprechen, und ein solcher hat in der Staatshierarchie auch nichts mehr zu suchen. Nach alle dem schließest Du, daß es der kleine Mann besser habe, weil seine Seitensprünge ihm «höch-stens eine Auseinandersetzung von größerer oder kleinerer Vehemenz mit der Mamma» absetze.

Muß diese anscheinend legere Auf-fassung von der ehelichen Treue nicht jeder verheirateten Frau weh tun? Darf nicht jede Gattin An-spruch erheben, daß der Mann sie nicht nur als Haushälterin und als Erzieherin seiner Kinder würdigt, sondern sie auch als menschliche Person ehrt und sich an die Ver-pflichtungen des Ehevertrags ge-bunden fühlt? Pacta sunt servanda!

Gewiß, Ehedispute bringen keinen Seemann um; aber die Ehe unter-graben sie; oft zerstören sie sie, und mit der Ehe die Familie. Arme Scheidungskinder und arme Kinder noch nicht geschiedener Ehen! Euer Vater zog eurem Jugendglücke die Schäferstunden mit einem Christinchen vor!

«Das hab ich nicht gewollt!» wirst auch Du jetzt mit dem Kaiser Wil-helm II. ausrufen. Ich glaube Dir. Vielleicht wolltest Du das Ganze als Ironie aufgefaßt wissen. Aber auch dann bleibt Deine Darstel-lung gefährlich und mit der Grund-haltung des Nebi unvereinbar. Darum habe ich zur Feder gegrif-fen. Bitte, sei mir darob nicht böse. Ich bin es Dir auch nicht.

Johannes



Schwarz und Weiß

Kürzlich fand bei unserer Nach-barin eine Party statt. Die strahlende Gastgeberin empfing uns und führte uns in das große Zimmer, wo ein Dutzend Gäste bei Wein und Salzigen versammelt saßen. Mitten in der Gesellschaft saß eine Negerin, schwarz wie die dunkel-ste Nacht. Sie war so schön wie